

GEORG MEIN

# CHOREOGRAFIEN DES SELBST

STUDIEN ZUR INSTITUTIONELLEN DIMENSION

VON LITERALITÄT

VERLAG TURIA + KANT

WIEN – BERLIN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic Information published by  
the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Bibliothek lists this publication in the  
Deutsche Nationalbibliografie;  
detailed bibliographic data is available  
on the internet at <http://dnb.ddb.de>.

ISBN 978-3-85132-627-7

Covergestaltung: Bettina Kubanek  
Lektorat: Dr. Wolfgang Delseit

© Turia + Kant, 2011

Verlag Turia + Kant  
A-1010 Wien, Schottengasse 3A/5/DG1  
D-10827 Berlin, Crellestraße 14 / Remise  
[info@turia.at](mailto:info@turia.at) | [www.turia.at](http://www.turia.at)

# INHALT

Einleitung . . . . .	7
Kultur / Institution . . . . .	17
Die verwaiste Schrift . . . . .	35
Noten, Arabesken und andere Spiegel-Zeichen . . . . .	59
›Der Kaiser trägt alle Archive in seiner Brust‹ . . . . .	79
Tauschen und Verausgaben . . . . .	91
Bildung und Nation. . . . .	109
Die Institution der Freundschaft . . . . .	127
Im literalen Schwellenraum der Hospitality . . . . .	147
Literatur als <i>Vor-Schrift</i> . . . . .	167
Das Sinnversprechen der Form . . . . .	193
Literaturverzeichnis . . . . .	225
Nachweise . . . . .	239



# EINLEITUNG

Sie haben unser ausgefuchstestes Konzept  
entschlüsselt, nämlich daß Leben letztendlich  
Lesen heißt.

Harry Mulisch: Die Entdeckung des Himmels

Nach der institutionellen Dimension von Literalität zu fragen heißt anzuerkennen, dass die Schrift im Horizont der fiktionalen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft eine zentrale Rolle spielt. Schrift – oder besser: Schriftlichkeit bzw. Literalität – meint in diesem Zusammenhang mehr als lineare Buchstabenfolgen, als mathematische, chemische oder musikalische Notationssysteme. Literalität meint hier neben traditionellen Schriftformen auch jedes andere Formprinzip, das aufgerufen werden kann, wenn es gilt, zeichenhaft zu sprechen. Literalität umfasst insofern jene Prinzipien, die die Wahrheit der Zeichen *als* Zeichen verbürgen. Die institutionelle Dimension von Literalität ergibt sich dann aus der Einsicht, dass die Reproduktion der sprechenden Gattung notwendig an die Mechanismen des Symbols gebunden ist, d.h. an ein Prinzip der Repräsentation, durch das etwas Abwesendes zum Ausdruck gebracht werden kann. Ich möchte im Folgenden einige Voraussetzungen und Implikationen dieses Gedankens knapp skizzieren.

In medialer Perspektive prononciert die institutionelle Dimension von Literalität zunächst die Tatsache, dass ein mediales Außen im Sinne eines exzentrischen archimedischen Punktes schlichtweg nicht existiert. Stets treten zwischen den Menschen und die Welt symbolische Formen, so formuliert es Ernst Cassirer. Dabei sind diese symbolischen Formen keineswegs so zu verstehen, dass sie nur negativ die Entfernung bezeichnen, in welche der Gegenstand für das erkennende Subjekt rückt. Vielmehr schaffen sie, so Cassirer, »die einzig mögliche, adäquate Vermittlung und das Medium, durch welches

uns irgendwelches geistige Sein erst faßbar und verständlich wird.«<sup>1</sup> Allerdings produziert kulturelle Sinnproduktion, die von der materiellen Dimension ihrer Vergegenwärtigung vollständig abstrahiert, notwendig einen blinden Fleck an semiotischer Unverfügbarkeit. Man könnte das Problem noch einmal anders wenden, indem man fragt, ob die Funktionslogik des Medialen, d.h. seine sinnvermittelnde und sinnproduzierende Dimension nicht selbst wiederum notwendig auf nicht-sinnhaften Voraussetzungen basiert, d.h. unter einem *Materialitätsgebot* steht.<sup>2</sup> Diese Frage wäre insbesondere deshalb zu stellen, weil der Glaube an die Allmacht der kulturellen Konstruktion von Wahrheitseffekten leicht dazu verführt, von der kulturell gewachsenen bzw. historisch gewordenen materiellen Welt, von der präsentischen Fülle und Schwere des Wirklichen vollständig zu abstrahieren.<sup>3</sup>

Die Frage nach der symbolischen und institutionellen Einhegung des menschlichen Lebens hat allerdings auch eine anthropologische Dimension, die ins Zentrum der Theorie des französischen Rechtshistorikers und Psychoanalytikers Pierre Legendre führt, an dessen Überlegungen die Studien des vorliegenden Buches immer wieder anknüpfen. Seine zahlreichen Bücher, die erst seit kurzem ins Deutsche übersetzt werden, rufen die mittelalterliche Herkunft unseres mythischen Denkens, unserer rechtlichen Ordnungen, unseres politischen und ökonomischen Katechismus in Erinnerung.<sup>4</sup> Denn nach

---

1 Ernst Cassirer: *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. Darmstadt 1965, S. 176.

2 Ich übernehme den Begriff ›Materialitätsgebot‹ von K. Ludwig Pfeiffer: *Dimensionen der ›Literatur‹. Ein spekulativer Versuch*. In: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a.M. 1995, S. 730-762, hier: S. 735.

3 Vgl. dazu auch: Karin Harrasser/Helmut Lethen/Elisabeth Timm: *Das Gewicht der Welt und die Entlarvung der Ideologie. Zur Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Sehnsucht nach Evidenz. Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. Bielefeld, H. 1 (2009), S. 7-10.

4 Vgl. Manfred Schneider: »Es genügt nicht Menschenfleisch herzustellen«. In: Pierre Legendre. *Historiker, Psychoanalytiker, Jurist*. Hg. v. Cornelia Vismann in Zusammenarbeit mit Susanne Lüdemann u. Man-

Legendre ist das zentrale Ereignis, das auch die gegenwärtige Kultur noch nachhaltig determiniert und das nach seinem Verständnis den eigentlichen Beginn der Moderne darstellt, die Übernahme des römischen Rechts durch das Christentum im Zeitalter der Scholastik. Erst im Zuge dieser Übernahme setzt sich jenes für den okzidentalen Kulturkreis so charakteristische, rechtspositivistische Vernunftverständnis durch, das nach Legendres Lesart auch die Ultramoderne und ihr hegemoniales Amalgam aus Technik, Wissenschaft und Wirtschaft determiniert.

So wie der Jurist ein Leser von Texten ist, ein Interpret des kaiserlichen Gesetzes, so liest der Gelehrte im großen Buch der Natur; er entschlüsselt, er entziffert das Reale, um darin Gesetze anderer Art zu finden, wissenschaftliche Gesetze. Achten Sie auf die Kontinuität dieser Vorstellung: Die säkularisierte Wissenschaft ist auf ihre Weise eine Lektüre und im ultramodernen Zeitalter sehen wir, wie das Amalgam der Technik-Wissenschaft-Wirtschaft versucht, beide Gesetzesbegriffe, den wissenschaftlichen und den juristischen, deckungsgleich zu machen – koste es, was es wolle.<sup>5</sup>

Der blinde Fleck, der nach Legendres Wahrnehmung durch diese Fixierung auf einen mit absoluter Autorität ausgestatteten, letztlich dezisionistischen Gesetzesbegriff entsteht, ist das Subjekt selbst. Rationalisierung und Technisierung führen zu einem fortschrittsoptimistischen Wahn des Machbaren, dem die Konstitutionsprinzipien des Individuums zunehmend aus dem Blick geraten. Doch es genügt nicht, so Legendre emphatisch, »Menschenfleisch herzustellen. Der Mensch braucht einen Grund zu leben.«<sup>6</sup> Hier kommt nun das Institutionelle ins Spiel, das Legendre als ein komplexes Arrangement aus zivilisatorischen Montagen – in Sinne von Interpretationsmustern – versteht. Kultur, als Summe dieser Montagen, wird

---

fred Schneider. Tumult. Schriften für Verkehrswissenschaft. Bd. 26. Berlin/Wien 2001, S. 45-53, hier: S. 45.

5 Pierre Legendre: Vom Imperativ der Interpretation. Wien/Berlin 2010, S. 25.

6 Ebd., S. 69.

von Legendre als der instituierte Ausdruck des Lebensgesetzes selbst verstanden, da hier die normative Kopplung von subjektiver und sozialer Bindung organisiert werde. Paradoxerweise aber hat die christlich-abendländische Institutionalität über sich einen eigenartigen Latenzzwang verhängt, einen Hang zur Antiinstitutionalität, der die zentrale Leistung der Institutionen verdeckt und sie inkommunikabel macht – freilich ohne sie deshalb zu unterbinden.<sup>7</sup> Doch aus welcher epistemologischen Position heraus kann überhaupt für ein anderes Verständnis des Institutionellen optiert werden? Welche Disziplin kann das notwendige Surplus des Institutionellen, d.h. eine Dimension jenseits eines biologischen oder soziologischen Universalismus situativer oder pragmatischer Referenzerzeugung,<sup>8</sup> im wahrsten Sinne des Wortes *zur Sprache* bringen? Wie kann, anders formuliert, deutlich gemacht werden, dass das, was Subjekt und Gesellschaft zusammenhält, mehr ist als eine oberflächliche Beziehung, als eine vermeintlich wissenschaftlich objektivierbare Relation aus Diskursen und Verhaltensweisen, als die Autopoiesis von Kommunikation? Legendres Antwort fällt eindeutig aus: allein durch die Psychoanalyse.

Als paradoxe Disziplin wurde die Psychoanalyse um ein Objekt herum konstruiert, das einen negativen Status hat, also nur durch seine Effekte ausgemacht werden kann: das Unbewusste. In ihrer epistemologischen Alleinstellung erzeugt sie einen ganzen Komplex an Fragen, der das gesamte Feld des anthropologischen Wissens durchzieht und sichtbar werden lässt, dass jedes Objekt des Wissens zuallererst konstruiert ist, weil die Positivität nicht im Objekt selbst enthalten sein kann. [...] Die Psychoanalyse rührt so an die dunkle Seite unseres Wissens. Grundsätzlich verdoppelt und transzendiert sie die psychosomatische Trennung, weil sie sich als Wissen konstituiert hat,

---

7 Vgl. Anton Schütz: »Christliches Abendland« im striktesten, weitesten Sinne«: Notizen zu Legendre. In: Pierre Legendre. Historiker, Psychoanalytiker, Jurist (Anm. 4), S. 54-63, hier: S. 56.

8 Vgl. dazu auch: Peter Friedrich: Pierre Legendre oder Menschen und Worte in der Poesie des Rechts. In: kultuRRRevolution Nr. 59 (Oktober 2010), S. 90-95.



das genau am Punkt der Teilung wurzelt: im strategischen Feld der Sexualität.<sup>9</sup>

Hier, im strategischen Feld der Sexualität, muss sich eine Trennung vollziehen, eine Trennung des Menschen von sich selbst, durch die es ihm erst möglich wird, sein Begehren zu erkennen.<sup>10</sup> Ermöglicht wird die Trennung durch das Verbot, durch das der Körper als kultureller Körper fabriziert wird. Das Verbot kanalisiert das Begehren, weil es die direkte Wunsch-erfüllung verweigert. Es bindet den Menschen an das Prinzip der Repräsentation, das in der Sprache, d.h. in der Trennung der Wörter von den Dingen, seinen sinnfälligsten Ausdruck findet.<sup>11</sup>

Den Menschen auf menschliche Weise zu trennen, heißt, ihm ein Jenseits seiner Person zu zeigen, ihn mithilfe des Wortes bis zum Rand des Abgrunds zu führen, ihn wissen zu lassen, welche Regionen das Begehren des Menschen durchstreift.<sup>12</sup>

---

9 Pierre Legendre: *De la Société comme Texte. Linéaments d'une anthropologie dogmatique*. Paris 2001, S. 111f.

10 Es ist das Begehren, selbst begehrt zu werden, und zwar möglichst absolut und exklusiv. Als Begehren nach einem anderen Begehren richtet es sich in seinem Drang nach Absolutheit und Exklusivität auf den ›großen Anderen‹, der in der Realität so nicht existiert. Es lässt sich insofern nicht befriedigen sondern kreist um einen ursprünglichen Mangel. Doch dieser Mangel ist nicht bloß negativ, denn er ist, gerade weil er nicht befriedigt werden kann, der beständige Motor des Subjekts. Bereits Lacan hat darauf hingewiesen, dass erst die Eventualität von Abwesenheit die Geborgenheit von Anwesenheit erzeugt und dass es für das Kind im höchsten Maße beängstigend ist, wenn ihm die Möglichkeit von Mangel verstellt wird, wenn also die Mutter die ganze Zeit hinter ihm her ist. Vgl. Jacques Lacan: *Die Angst (Das Seminar. Buch X)*. Wien; Berlin 2010, S. 74.

11 Die Sprache schafft eine Differenz, eröffnet aber zugleich die Versuchung, diese Differenz wieder zu schließen. Insofern kann man sagen, dass die Sprache die Instanz ist, die den Mangel einführt. Vgl. dazu: Peter Widmer: *Angst. Erläuterungen zu Lacans Seminar X*. Bielefeld 2004, S. 84.

12 Legendre: *Vom Imperativ der Interpretation (Anm. 5)*, S. 80.

Das Institutionelle ermöglicht diese Trennung, indem es den Abstand authentifiziert, indem es die Leere in Szene setzt und mit Worten und Bildern füllt. Legendre geht in seinen Arbeiten vor allem darum, diese lebensnotwendige Dimension des Fiktiven immer wieder neu plausibel zu machen.

Wie lässt sich nun vor dem Hintergrund des hier nur knapp umrissenen Ansatzes die institutionelle Dimension von Literalität konkret fassen? Einen Vorschlag Legendres aufgreifend, soll an dieser Stelle der scholastische Begriff der *figuralia* ins Spiel gebracht werden. *Figuralia* umfassen zunächst alle »*formgebenden und gestaltenden* – die Repräsentation gestaltenden – *Dinge*.«<sup>13</sup> Auch die Schrift kann als eine solche symbolische Figuration *gelesen* werden, d.h. »als etwas, das dem Form gibt, *in dessen Namen* ein Zeichen ein Zeichen ist.«<sup>14</sup> Ein solches – letztlich *metonymisches* – Schriftverständnis, das die Summe kultureller Montagetechniken unter sich rubriziert, erlaubt es dann, so unterschiedliche Phänomene wie das Buch, den Tanz, das Emblem oder den Ritus als *Nomogramme*,<sup>15</sup> d.h. als Varianten ein und desselben Phänomens: des Phänomens der Schrift zu interpretieren. Aus dieser Perspektive kann nach Legendres Auffassung Schrift nicht länger mehr nur durch das historische oder ethnologische Kriterium eines materiellen, dauerhaften Trägers, der ihre Spur hütet, definiert werden, sondern muss reformuliert werden

in der Perspektive der Institution des Zeichens und der Legalität der Zeichenwiederholung, die aus Manifestationen, die wir graphisch nennen, wesentlich symbolische Produktionen macht, und die abhängig ist von der sozialen Konstruktion des Dritten, einer ihrem Wesen nach normativen Konstruktion.<sup>16</sup>

---

13 Pierre Legendre: *Les enfants du Texte. Etude sur la fonction parentale des Etats*. Paris 1992, S. 60. Ich zitiere hier und im Folgenden aus der deutschen Übersetzung von Pierre Mattern, die in Kürze in der Edition der *Schriften* Legendres bei Turia+Kant, Wien/Berlin, erscheinen wird.

14 Ebd., S. 60. »Nomogramm« von gr. *nomos* = Gesetz, Regel und von gr. *gramma* = Zeichnung, Schema, Buchstabe.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 61

Versteht man die institutionelle Dimension von Literalität als eine grundsätzliche Privilegierung des (erweiterten) Schriftkonzepts, so kommt man nicht umhin, sich die Argumentationsfiguren der Dekonstruktion zu vergegenwärtigen, wie sie Jacques Derrida zuerst in der *Grammatologie* entwickelt hat. Nun scheint das Programm Legendres, das er selbst als *Dogmatische Anthropologie* bezeichnet, in vielerlei Hinsicht das genaue Gegenteil von dem zu sein, was unter dem Begriff der Dekonstruktion verhandelt wird.<sup>17</sup> Überraschenderweise aber verdichtet sich Derridas Anliegen, jenseits der Flüchtigkeit der *phoné* einen *skripturalen* Kern herauszupräparieren, im Begriff der *trace instituée*, der instituierten Spur. Denn wenn, so Derrida in der *Grammatologie*,

›Schrift‹ Inschrift und vor allem dauerhafte Instituierung bedeutet (was den alleinigen, irreduziblen Kern des Schriftbegriffs ausmacht), dann deckt die Schrift im allgemeinen den gesamten Bereich der sprachlichen Zeichen. [...] Die Idee der Instituierung selbst, also der Arbitrarität des Zeichens, kann vor der Möglichkeit der Schrift und außerhalb ihres Horizonts nicht gedacht werden.<sup>18</sup>

Dieses Schriftkonzept, das als Bedingung sowohl der Rede als auch der Schrift von Derrida auch als *archi-écriture* bezeichnet wird, macht jene zugleich differentielle wie aufschiebende Struktur als Bewegung der *différance* sichtbar, die das System der Unterschiede allererst erzeugt. Hier stellt sich nun die sehr grundsätzliche Frage, ob die Prononcierung des Institutionellen auf der einen und die Bewegung der *différance* auf der anderen Seite tatsächlich auf verschiedenen Theoriekontinenten angesiedelt sind, die nach dem plakativen Schema von links

---

17 Dieser Ansicht ist auch Manfred Schneider, der auf den riskanten Status von Legendres Arbeit hinweist, »weil sie nichts weniger verspricht als Befreiung, Überschreitung, Dekonstruktion oder Eigentlichkeit.« Schneider: »Es genügt nicht Menschenfleisch herzustellen« (Anm. 4), S. 45.

18 Jacques Derrida: *Grammatologie*. Frankfurt a.M. 1983, S. 78. Die deutsche Übersetzung wird leicht variiert wiedergegeben, da der französische Begriff *institution* hier nicht als ›Vereinbarung‹ übersetzt wird.

und rechts unterschieden werden können. Immerhin kann die Dekonstruktion gegen die fundamentale Aufwertung der Psychoanalyse ins Feld führen, dass deren Textur, also das, was man als *la lettre freudienne* bezeichnet hat, auch für Lektüren jenseits ihres Bestimmungsortes (und welcher wäre dies genau?) offenstehen. Doch liegt der Signifikant der Psychoanalyse nicht nur offen, sondern kann selber *fehlgeleitet* werden, er kann, wie der entwendete Brief in Edgar Allan Poes Erzählung, die Lacan so folgenreich interpretiert hat, selber verloren gehen, um dann aber doch zwangsläufig anzukommen. Und er kann eben auch dort ankommen, wo nicht qua Couch und Analyse die Aufnahme in die Deszendenzlinie sanktioniert wurde – z.B. also in der Philologie. Und gerade hier, in den Grenzräumen von Sprache und Schrift, findet sich ein besonders fruchtbarer Nährboden für die Psychoanalyse, denn hier, in der Philologie, weiß man auch um die Tatsache, dass dieses *Ich*, das im Diskurs zwischen Patient und Analytiker zur Disposition steht, stets das Ergebnis der Verinnerlichung einer Sprache ist: Das, was in mir *Ich* zu sagen hat lernen können, ist stets das Produkt der Kultivierung eines Idioms.

Doch dieses Idiom, diese Sprache und vor allem die Schrift sind weit davon entfernt, dieses *Ich*, das durch sie erst konstituiert wird, in seiner Stabilität zu garantieren. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Sprache spricht nicht nur, sie *verspricht* sich auch beständig, so dass ihr Versprechen stets auch ein Versprecher, eine Suspendierung des Versprochenen ist. Mit anderen Worten: der eigentümliche Mehrwert der Sprache, ihr beständiges *Darüberhinaus* ist zugleich das Versprechen einer Trennung, einer Absenz eben der Bedeutung, die sich allzu leicht einstellen will und auf die sich das Begehren richtet. So gilt es also aufzuklären: einerseits über die Struktur jenes Begehrens, das nach Bedeutungsstabilität und nach Erklärung verlangt, und andererseits über den Schmerz – oder vielmehr: das Glück –, das aus der Einsicht resultiert, das jedem Wort, jedem Sprachzeichen *immer schon* die Möglichkeit eingeschrieben ist, sich diesem System zu entziehen, das es doch selbst begründet. Damit aber ist auch dem *Ich* als dem Produkt dieses Signifikantenspiels *immer schon* die Möglich-

keit des Widerstands eingeschrieben – und vielleicht auch und in letzter Konsequenz die Möglichkeit des Widerstands gegen die Analyse selbst. Wenn man aber – um Jacques Derrida zu zitieren, »der Analyse widerstehen müßte, so müßte man zunächst einmal wissen, woher dieses ›man muß‹ kommt und was es bedeutet.«<sup>19</sup> Man müsste also zunächst einmal die Idee analysieren, die den Widerstand gegen die Analyse begründet. Das aber hieße, dass der Widerstand gegen die Analyse selbst der Analyse unterworfen bliebe, dass man also aus der Analyse nie herauskommt, sich ihr gar nicht entziehen kann – ebenso wenig, wie man sich der Schrift in ihrer fundamentalen Vorgängigkeit entziehen kann.

Und eben hier taucht der Gedanke auf, dass *la lettre freudienne*, wenn er denn in der Philologie ankommt, d.h. wenn er von der Dekonstruktion *gelesen* wird, vielleicht doch nicht fehlgeleitet wurde, sondern genau am richtigen Platz ist. Denn nur hier wird neben dem institutionellen auch dem *liminalen* Charakter von Literalität Rechnung getragen. Nur von hier aus, in den Zwischenräumen, den Spalten und Lücken, die sich in der Sprache und der Schrift auf tun, um ihre Bedeutung zu subvertieren, also genau hier, *jenseits der Erklärung*, kann Auskunft gegeben werden über die Struktur des Begehrens und damit eben auch über die Logik des Institutionellen.

\*\*\*

Verschiedenen Personen möchte ich an dieser Stelle danken: Stefan Börnchen, Oliver Kohns und Jennifer Pavlik, die das Manuskript gelesen und kritisch kommentiert haben und denen ich wertvolle Hinweise schulde; Sabine Hackbarth, die eine unverzichtbare Hilfe bei allen Übersetzungsfragen war. Gedankt sei ferner den Mitgliedern des *Luxemburger Symposiums für Theorieforschung (LUST)* für zahlreiche und anregende Debatten. Nicht zuletzt möchte ich Pierre Legendre selber

---

19 Jacques Derrida: Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse! Frankfurt a.M. 1998, S. 128.

danken, der sich als gänzlich unpräntiöser Kommentator des eigenen Werkes erwies.

Teile des vorliegenden Buches entstanden im Rahmen eines einjährigen Fellowships am *Internationalen Kolleg Morphomata: Genese, Dynamik und Medialität kultureller Figurationen* der Universität Köln. Für die großzügige Unterstützung seitens des Kollegs sowie für die vielen fruchtbaren Gespräche möchte ich mich bei allen Mit-Fellows und Mitarbeitern des Kollegs bedanken, insbesondere aber bei Martin Roussel und den Direktoren Günter Blamberger und Dietrich Boschung.